

Stefan Maiwald

Die Porzellanmanufaktur
Zerbrechlicher Frieden

Roman



**Eine Porzellanmanufaktur in Scherben.
Ein im Krieg verschollener Bruder.
Eine Familiendynastie zur Zeit des Wiederaufbaus.**

*»Sie stand jetzt in der Verantwortung. Für sich, für ihre Liebsten.
Und für die Arbeiter in der Manufaktur und ihre Familien.«*

Selb, 1947: Als der Familienpatriarch Ludwig Thalmeyer überraschend verstirbt, muss Marie als älteste Tochter die traditionsreiche Porzellanmanufaktur übernehmen. Mühsam arbeitet sie sich in das Geschäft ein, wird jedoch als junges Fräulein kaum ernst genommen. Unterstützung erhält sie von ihrer jüngeren, ungestümen Schwester Sophie. Beide hoffen, dass der in Russland verschollene Bruder Joachim nach Hause zurückkehrt, auch wenn er als Pianist dem Unternehmen schon lange vor dem Krieg den Rücken gekehrt hat.

Deutschland befindet sich im Wiederaufbau – keine einfache Situation für die Porzellanmanufaktur, die immer wieder Probleme hat, Kaolin zu beschaffen. Marie muss mit dem Papierfabrikanten Karl Metsch zusammenarbeiten, der seine Macht missbraucht. Kurz darauf wird ausgerechnet Karl Metsch der neue Bürgermeister und zwingt Marie zu einer riskanten Entscheidung ...

Zwischen Wiederaufbau, florierendem Schwarzmarkt und jeder Menge Geheimnissen suchen zwei junge Frauen den Weg zum Erfolg – und zu ihrer Liebe, denn Maries Wahl fällt ausgerechnet auf den stellvertretenden US-Militärgouverneur John McNarney. Doch bald darauf muss dieser zurück in seine Heimat ...

STEFAN
MAIWALD

DIE
PORZELLAN-
MANUFAKTUR

Zerbrechlicher Frieden

ROMAN



Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- oder Bildteile.

Alle Akteure des Romans sind fiktiv, Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig und sind vom Autor nicht beabsichtigt.

Copyright © 2023 by Maximum Verlags GmbH
Hauptstraße 33
27299 Langwedel
www.maximum-verlag.de

1. Auflage 2023

Lektorat: Dr. Rainer Schöttle
Korrektorat: Angelika Wiedmaier
Satz/Layout: Alin Mattfeldt
Umschlaggestaltung: Alin Mattfeldt
Umschlagmotiv: © Happy Stock Photo / Shutterstock, DedMityay / Shutterstock,
GreenLandStudio / Shutterstock
E-Book: Mirjam Hecht

Druck: CPI books GmbH
Made in Germany
ISBN: 978-3-98679-025-7

Für Laura

TEIL I: 1947

1. KAPITEL

Der Schmuggel

Während Marie Thalmeyer mit Hilfe ihres Dienstmädchens die bestickte Decke auf der Mahagoniplatte ausbreitete, das Silberbesteck hervorholte und die Vasen mit Schnittblumen befüllte, lag er im Dreck des Waldes. Das Gebell der Hunde wurde endlich leiser. Hatte er es überstanden? Suchscheinwerfer vom neu errichteten Wachturm stocherten in der Nacht umher, erhellten die Baumwipfel und erloschen schließlich. Er drückte das Gesicht bis auf den Boden, spürte die feuchte Erde auf der Wange, roch die Wildgräser, den Lehm. Seine Atemluft bildete Wölkchen.

Dann war es still. Die Kälte dieser Frühlingsnacht kroch unter seinen zerschlissenen Ledermantel. Die Mondsichel erhellte die Umgebung ein klein wenig, gerade so, dass er die nächsten Schritte planen konnte. Er war die Dunkelheit gewohnt, und den Schleichweg bis zur Grenze kannte er gut.

Aber heute war irgendetwas anders als sonst. Er konnte es nicht genau beschreiben, hatte es nur im Gefühl. Die Jahre an der Front hatten seine Sinne geschärft. Waren plötzlich mehr Soldaten unterwegs? Halfen nun auch die Russen den Tschechen beim Kontrollieren? Hatte er vorhin tatsächlich

zwei T-34-Panzer gesehen, so nah am amerikanischen Sektor? Und die Suchscheinwerfer – das waren keine Funzeln mehr, sondern diese wattstarken Strahler, die im Krieg bis zu den Bombern im Himmel gereicht hatten.

Er stand vorsichtig auf und hob den Lederbeutel an die Brust. So ganz agil war er nicht mehr; diese illegalen, ja lebensgefährlichen Ausflüge machten ihm mehr und mehr zu schaffen. Aber es nützte ja nichts. In diesen Zeiten gab es keine andere Möglichkeit. Er hatte drei Kinder, und die Jüngste litt an Rachitis, kein Wunder in diesen Zeiten des Mangels. Der Krieg war gerade zwei Jahre vorbei, und jetzt war es fast noch schwieriger, frisches Obst und Gemüse zu bekommen – oder überhaupt nur irgendetwas Nahrhaftes. Und die Medikamente waren teuer.

Der amerikanische Sektor lag direkt vor ihm, keine dreihundert Meter entfernt. Die Luft schien rein. Er verließ die Deckung.

Und dann splitterte es neben ihm, Holzstücke flogen ihm ins Gesicht. und erst dann hörte er den Knall: Die Patrone war auf Brusthöhe in den Buchenstamm eingeschlagen. Er warf sich erneut zu Boden, auf die weiche, dicke Ledertasche. Hatten sie ihn doch entdeckt?

Doch langsam beruhigte er sich. Der Schuss musste von weither gekommen sein, der Schall kam spät an. Das wusste er noch aus seiner Zeit bei den Fallschirmjägern – wenn du den Knall gehört hast, bist du nicht getroffen worden.

War es ein Zufallsschuss? Vage in seine Richtung? Unmöglich, in dieser Dunkelheit so weit zu sehen. Er wusste, dass die Tschechen und auch die Russen gern mal in Richtung Westen feuerten, besoffen von Wodka und höllischem Selbstgebrannten.

Und wie er es aus seiner Zeit im Krieg kannte, überkam ihn plötzlich diese gleichgültige, vollkommene Schicksals-ergebenheit. Er konnte nicht noch mehrere Stunden so liegen bleiben. Wenn er heute sterben musste, dann war es eben so. Also stand er auf.

Die Nacht blieb still, bis auf den Ruf einer Eule und das Knacken der Äste unter seinen Stiefeln.

Zügig und ohne sich umzuschauen setzte er seinen Weg fort.

2. KAPITEL

Die Übergabe

Der Kiesweg zur Villa war geharkt und vom Unkraut befreit. Das hatten die Flüchtlinge erledigt, die dort drüben im Wirtschaftsgebäude der Porzellanmanufaktur wohnten und Hilfsarbeiten für die Thalmeyers verrichteten. Einer war schon früh auf den Beinen und traktierte eine morsche Tür mit Schleifpapier. Familien aus Böhmen und Mähren waren hier untergekommen und hatten es gut getroffen – kein Vergleich zu den hoffnungslos überfüllten Auffanglagern mit ihren Zwanzig-Bett-Zimmern und Latrinen und undichten Dächern.

Er hatte die Nacht nach dem Grenzübertritt daheim verbracht, mit drei Stunden Schlaf und wirren Träumen. Dann hatte er sich auf den Weg gemacht. Nun war es früher Morgen. Der Tau glitzerte im Gras, die Luft war belebend klar. Die pralle Ledertasche trug er wie in der Nacht vor der Brust. Denn der Inhalt war wertvoll.

Und nun stand er vor dem Hauptgebäude der Thalmeyers. Es war eine zweistöckige Villa mit Sprossenfenstern und Walmdach sowie zwei Runderkern, die wie Säulen wirkten, und einem sechsstufigen Aufgang zum Portal. Die Bewohner

von Selb fanden den Bau, 1927 fertiggestellt, ein wenig exzentrisch, ja geradezu frivol. Aber den Thalmeyers verziehen es die meisten, es waren hochgeachtete Leute. Zumal Familienoberhaupt Ludwig kurz vor dem Einweihungsfest seine Frau Franziska im Kindbett verloren hatte. Was für eine Tragik, fanden die Selber.

Die Sonne stand noch tief, ein Schäferhund schleppte sich aus dem Schatten heran und beschnupperte die Ledertasche. Der Hund lahmt leicht und zog den rechten Lauf nach, aber er wedelte freudig.

»Ist ja gut, Wolfi.« Er streichelte den Hund, der sich immer offensichtlicher für den Inhalt der Ledertasche interessierte, und zog am Glockenseil.

Ein Dienstmädchen öffnete ihm – das einzige, das den Thalmeyers von ihrem Personal aus der Vorkriegszeit geblieben war. Sie war müde von Alter und Arbeit und ging leicht gebeugt. Haar und Haut schienen von derselben Farbe.

»Guten Morgen, Lina. Ist Fräulein Thalmeyer zu sprechen?«

Lina nickte, ließ die Tür angelehnt und kehrte ins Innere der Villa zurück. Die Magd war keine Frau der vielen Worte. Er hatte sie in den vergangenen Monaten vielleicht zwei- oder dreimal sprechen hören. Und konnte sich weder an ihre Sprachmelodie erinnern noch an das, was sie gesagt hatte. Sie war eine ätherische, geisterhafte Erscheinung. *Sie wäre eine gute Schmugglerin*, dachte er.

Eine junge Frau stand im Türrahmen. Sie war deutlich größer als er, aber er war auch sehr klein geraten. Den Spott über seine Körpergröße hatte er sich oft genug anhören müssen, besonders in seinem *Knochensack*, dem Anzug der Fallschirmspringer, wenn er sich zum Absprung bereit

machte. »Kleine Leute werden als Letzte vom Regen nass, aber ertrinken als Erste«, hatte der Hauptmann stets gesagt, ein harter Schlesier mit Hasenscharte. Doch er wusste auch: Kleine Leute sind schwerer zu treffen. Wer weiß – vielleicht hatte er deswegen den Krieg überlebt, als einer von nur dreien in seiner ganzen Einheit?

»Gustav!« Die Frau lächelte. Was hatte sie für schöne Zähne! Sie konnte einen wirklich in Verlegenheit bringen, nur mit diesem Lächeln. Und das Beste war, dass ihr das gar nicht bewusst war.

»Fräulein Thalmeyer. Wie versprochen.« Mit einer etwas ungelenken Bewegung überreichte er ihr die Ledertasche, die er in der Nacht zuvor unter Lebensgefahr aus dem Osten in die amerikanische Besatzungszone gebracht hatte.

Marie Thalmeyer trug ein schlichtes helles Morgenkleid und hatte ihr braunes Haar hochgesteckt. Ihre Haut war ganz hell und makellos. *Porzellankind* nannte man sie im Ort. Wer genau hinsah, so wie Gustav und viele andere Männer, dem entgingen nicht ein paar Sommersprossen über den hervorstechenden Wangenknochen.

»Woher hast du – nein, ich will es lieber nicht wissen.«

Aus der Villa strömte Kaffeegeruch. Schwach und dünn zwar, aber ganz eindeutig Kaffee, kein Muckefuck aus Gerste oder Eicheln. Auch das war Gustavs Verdienst gewesen, dank ein paar Deals mit einem GI aus Tennessee, der inzwischen ein verlässlicher Lieferant geworden war.

Marie blickte nun endlich in die Tasche und spitzte die Lippen. Beherzt griff sie hinein – und holte ein Huhn hervor, das sie triumphierend emporhielt. Dann blickte sie erneut in die Tasche und hob mit einem ungläubigen Ausdruck den Kopf.

»Gleich zwei? Formidabel!«

»Der Tscheche war spendabel.«

»Da wird sich Papa aber freuen!«

»Gerupft und ausgenommen. Nur das Beste zum Geburtstag des Herrn«, erklärte der Schmuggler feierlich.

»Warte.« Marie verschwand im dunklen Flur und kam dann wieder mit ihrer Geldbörse, aus der sie vier Ein-Dollar-Scheine zog – das Beste, was ein Mensch in diesen wirren Zeiten für den Schwarzmarkt gebrauchen konnte, denn mit Bezugsscheinen, der alten Reichsmark oder dem neuen Besatzungsgeld gab es überall nur die letzten Reste.

Gustav hob die Hände. »Nein, wirklich, das geht heute aufs Haus.«

Marie blickte ihn aus ihren grünen Augen an, als wollte sie ihn hypnotisieren. Er hatte sie viel schüchterner in Erinnerung.

»Wann wird man schon mal sechzig?«, wagte Gustav den Widerspruch.

Marie war eine zurückhaltende Person, doch nun sah Gustav die Entschlossenheit ihres Großvater Georg in ihr aufblitzen, der die Porzellanmanufaktur zu einem landesweit bekannten Namen gemacht hatte. Sie streckte Gustav die Dollarscheine entgegen.

Gustav hatte keine Wahl, dabei hatte er es durchaus ernst gemeint und hätte Ludwig Thalmeyer und seiner Tochter die Hühner gern geschenkt. Sie gehörten zu seinen treuesten Kunden und hatten ihn immer gut behandelt. Er mochte sie. Im Krieg hatte er gelernt, wie wichtig es war, im horrenden Chaos von vernünftigen, verlässlichen Menschen umgeben zu sein. Und die chaotischen Zeiten waren noch lange nicht vorbei, im Gegenteil. Der Russe mit seinen Stalinorgeln

stand nur ein paar Kilometer entfernt, da war das letzte Wort noch nicht gesprochen, glaubte Gustav.

Aber nun steckte er die Dollarscheine ein, wünschte den Thalmeyers eine fröhliche Geburtstagsfeier und empfahl sich mit einer leichten Verbeugung.

Gustav war mehr als ein Schmuggler. Er hatte echtes Geschäftstalent und ein Gespür dafür, wo was gefragt war. Er war ein *Besorger*. Und er hatte gut zu tun. Zigaretten, Schokolade, Medikamente, Mehl, Kochtöpfe, Fahrkarten für Fernzüge – für die es eine Sondererlaubnis brauchte –, Schuhe, schicke Strümpfe: *Fragt Gustav*, hieß es überall. Einer seiner Geniestreiche war es, sich noch im Krieg das Rauchen abgewöhnt und mit seinen Rationen ein kleines Vermögen von seinen Kameraden ertauscht zu haben. Seine gedrungene Gestalt und der naiv-freundliche Gesichtsausdruck unter dem schütterten roten Haar, der ihm etwas Kindliches verlieh, half ihm bei den knallharten Verhandlungen. Außerdem sprach er passabel Englisch, was beim Handeln mit den GIs half. Gustav hatte jedenfalls den Schwarzmarkt von Hof, Weiden und Selb voll im Griff. Wer etwas wollte, kam zu ihm. Und er konnte es sich leisten, im Hinblick auf seine Kunden wählerisch zu sein.

Gustav leistete die Drecksarbeit fast immer höchstpersönlich, aber vielleicht war es mal an der Zeit, über die Erweiterung seines Netzwerks nachzudenken. Bloß wusste er auch, dass er, wenn es um Leben und Tod ging, niemandem trauen konnte.

Wolff stupste ihn zum Abschied mit der Schnauze, aber der unwiderstehliche Duft war jetzt nicht mehr an ihm. Gustavs Blick fiel auf das Manufakturgebäude, eine schmucklose Industriehalle. Hier würde die Arbeit heute ruhen. Das Dach

war nach dem Treffer einer verirrten Brandbombe vom März 45 immer noch nicht vollständig repariert worden, denn das rare Baumaterial wurde anderswo dringender gebraucht; selbst Gustav konnte da nichts organisieren.

Gegenüber der Fabrik – und mit der Villa am Kopfende ein U bildend – stand das zweistöckige Wirtschaftshaus. Ursprünglich zur Unterbringung des Dienstpersonals errichtet, hatte es Patriarch Georg nach dem Ersten Weltkrieg zum Wohnhaus der Manufakturarbeiter mit sechzehn Wohneinheiten auf zwei Stockwerken ausgebaut. Nun wohnten noch zehn Arbeiterfamilien dort; die weiteren Wohnungen belegten mehrere Großfamilien von Sudetendeutschen, die von Tschechiens starkem Mann Edvard Beneš vertrieben worden waren. Das Militärgouvernement hatte die Flüchtlinge zwangsweise dort einquartiert, sehr zum Unmut der ansässigen Bevölkerung. Und dann, so wurde gemunkelt, schien die Thalmeyer auch noch *freundschaftliche Kontakte* zu diesen Menschen zu pflegen! Darunter begann der Ruf der Familie im Ort dann doch etwas zu leiden.

Aus dem Gebäude zogen Kohleschwaden der alten Heizöfen herüber, ein Baby schrie, ein Kleinkind weinte, zwei Männer sprachen in derbem Dialekt miteinander. Derweil machten sich ein paar Flüchtlinge als Gärtner nützlich und kümmerten sich um die Beete, die sie durch den Zierrasen getrieben hatten, denn in diesen Zeiten konnte niemand irgendwelche hübschen, aber sinnlosen Grasflächen gebrauchen. Sie grüßten Gustav aus der Ferne mit einer gewissen Ehrerbietung.

Und der, der an der Tür arbeitete, winkte Gustav zu sich. Es war ein ziemlich alter Mann, aber in diesen Nachkriegszeiten konnte man nie so genau sagen, ob ihn vielleicht nur

der Krieg ausgezehrt hatte. Er beugte sich vor und flüsterte. Er brauche Schleifpapier, etwas Farbe und vor allem Nägel, mindestens acht Zentimeter lang. Ob Gustav da was machen könne?

3. KAPITEL

Der Geburtstag

»Oh, wie fein, das wird ein Fest!« Maries Wangen waren vor Aufregung ganz rot, was bei ihrem hellen Teint sehr kindlich aussah – und überhaupt ein ungewöhnlicher Anblick war, denn sie war normalerweise von gefasstem, wenig zu erschütterndem Charakter. Sie stand mit Lina in der Küche, die sich schon über die Hühner hergemacht hatte und die letzten Federn abflämmte. Selbst das Dienstmädchen musste lächeln. So etwas Frisches war wirklich eine besondere Sache in diesen Zeiten. Die Gäste würden staunen!

Denn heute Abend war es so weit: Der sechzigste Geburtstag Ludwig Thalmeyers sollte gefeiert werden, erstmals nach dem Krieg in großer Gesellschaft. Ein Dutzend Gäste wollten der Einladung folgen, ebenso angesehen wie geschätzt, und denen wollte man schließlich etwas bieten. Marie hatte sich alle Mühe gegeben und Frühkartoffeln organisiert, etwas Sekt, Wein, Wacholderschnaps, Kesselfleisch. Dazu Erdbeeren, Birnen, Gurken, Tomaten. Lina hatte Mehl und Zucker bekommen und einen Kuchen mit Fruchtglasur gebacken. Statt Mandeln gab es Kürbiskerne. Aber die Hühner, ganz frisch und feist – da würden die Gäste wirklich Augen machen!

Marie brachte noch mehr Schnittblumen ins Esszimmer, wo Lina schon eingedeckt hatte, mit bestem Porzellan natürlich und drei der berühmten Thalmeyer-Figuren als Tischdekoration: König Maximilian I. von Bayern im detailgetreu bemalten Königsornat, Ludwig I. zu Pferde, die Bavaria mit Siegerkranz. Jede der Figuren war einen halben Meter hoch und wirkte ganz prächtig. Lina hatte die Figuren fast einen halben Tag lang mit lauwarmem Wasser gereinigt, und das Porzellan funkelte, als wäre es frisch aus dem Brennofen gekommen. Die noch ziemlich tief stehende Sonne ließ den ganzen Tisch aufs Vorteilhafteste glänzen. Oh ja, das würde eine schöne Feier werden.

»Wo ist eigentlich Sophie?«, fragte Marie, als sie zurück in die Küche kam.

Lina hob ein wenig resignierend die Schultern, und Marie verstand: Ihre jüngere Schwester schlief noch, wie immer. Dafür kam Papa Ludwig herein, heftig umwölkt von Tabakduft.

»Na, meine Kinder?« Das war sein ritueller Morgengruß, auch wenn nur Lina anwesend war. Marie vermutete, er würde es wohl auch in die leere Küche hereinrufen.

Lina verbeugte sich, Marie gab ihm einen Kuss auf die Wange.

»Herzlichen Glückwunsch, Papi!«

»Erinnere mich nicht«, winkte Ludwig ab.

»Du sollst nicht so früh schon rauchen«, mahnte Marie und stemmte die Hände mit nur halb gespielter Ernst in die Hüften. »Du weißt doch, was Doktor Rappenhuth gesagt hat.«

»Nicht einmal an meinem Geburtstag?«

Ludwig Thalmeyer trug schon früh am Morgen seinen

geliebten Stresemann und wirkte ein wenig aus der Zeit gefallen. Aber er wusste eben, was er sich, der Familie und dem Ort schuldig war. Auf den ersten Blick wirkte er jünger als sechzig, denn seine Haut war von gesunder Färbung, er war schlank und seine Haltung die eines Dreißigjährigen. Das volle graue Haar trug er kurz und scharf gescheitelt, was ihn wie einen Ufa-Filmstar aussehen ließ. Vielleicht nicht wie der Hauptdarsteller, aber wie der ehrbare Vater der betrogenen Braut. Doch die Zigarette im Mundwinkel gab ihm etwas allzu Legeres, und beim Auspusten des Rauchs zeigten sich seine schlechten Zähne, die dem Krieg geschuldet waren, denn die Zahnärzte waren fast alle zur Front abberufen worden und viele waren nicht zurückgekommen. Auch sein schleppender Gang verriet, dass er nicht mehr so jung war, wie er zunächst wirken mochte.

»Es wird ein langer Tag, du wirst genug Qualm einatmen. Wenn der Metsch wieder mit seinen stinkenden Zigarren kommt.«

Ludwig Thalmeyer winkte lächelnd ab. Er mochte es ja doch, wenn Marie sich um ihn Sorgen machte.

»Papi, bald werden die ersten Gäste zum Gratulieren läuten, iss schnell was zur Stärkung.«

Ludwig Thalmeyer nahm mit der rechten Hand die Zigarette aus dem Mundwinkel und fuhr sich mit der linken Hand durchs Haar. An das neumodische *Papi* würde er sich nie gewöhnen – er hatte seinen Vater Georg noch siezen müssen –, aber er liebte seine Kinder viel zu sehr, um es ihnen zu verübeln. »Ach, ihr wisst doch, dass ich das alles nicht will.« Kokettieren konnte er schon immer gut.

»Schau mal, was wir haben.« Marie zeigte ihm die Hühner. Ludwig lächelte. »Gustav?«

»Gustav.«

Nun kam auch Sophie in die Küche, erkennbar verschlafen, immer noch im Nachtkleid und sogar barfuß. Sie gähnte mit Genuss, streckte ihre Arme von sich wie ein Kätzchen seine Glieder, und aus dieser Streckbewegung schlang sie die Arme geschickt um ihren Vater.

»Happy birthday«, sagte die junge Dame und spielte Frau von Welt. Ludwig Thalmeyer genoss und erwiderte die Umarmung.

»Du wirst dir noch einen Schnupfen holen auf den kalten Dielen«, bemerkte Marie spitz. Bestimmt hatte ihre kleine Schwester wieder die ganze Nacht in ihrer Kammer gelesen, amerikanische Liebesromane womöglich, die einer empfindsamen Seele doch unmöglich guttun konnten.

Doch heute blieb keine Zeit für einen schwesterlichen Disput. Allzu viel musste arrangiert werden, denn die Feierlichkeiten sollten schon um fünfzehn Uhr beim Kaffee beginnen und dann in ein Abendessen münden, und weil Lina ganz allein war, halfen die Schwestern mit – und tatsächlich machten schon am Morgen die Gratulanten ihre Aufwartung. Zunächst kamen zwei der Arbeiter sowie Bürofräulein Hennemann, die dem Firmenchef zwar unbeholfen, aber mit großer Herzlichkeit gratulierten. Die Hennemann trug stotternd eine längliche Geburtstagspoesie vor, die sie unter einiger Anstrengung auf Ludwig Thalmeyer umgedichtet hatte. Zudem überreichten sie einen großen Strauß Wiesenblumen. Dafür wurden sie von Marie mit einem Glas Schnaps entlohnt, das sie gern entgegennahmen und der Sitte nach in einem Zug tranken, auch Frau Hennemann, und zwar ohne mit den langen Wimpern zu zucken.

Es folgte als Abordnung aus dem ehemaligen Wirtschaftsgebäude ein böhmisches Ehepaar mit ihrer bildhübschen blonden Tochter. Die junge Familie hatte, wie viele der derzeit dort Untergebrachten, ihre eigentliche Heimat wohl auf immer verloren, auch wenn die Hoffnung auf Rückkehr sich hartnäckig hielt. Die Kleine, höchstens acht Jahre alt und mit kecken geflochtenen Zöpfen zu beiden Seiten, sang mit hoher, aber fester Stimme ein Lied im böhmischen Dialekt, das kaum einer der Anwesenden verstand, aber die Melodie entzückte alle. Im Namen der sudetendeutschen Gemeinde überreichte das Ehepaar dem Jubilar ein großes Stück Speck. Auch die beiden Böhmen bekamen einen Schluck Schnaps, und die Tochter, die Klara hieß, durfte so viele Bonbons aus einer Porzellanschüssel nehmen, wie sie mit ihren kleinen Händen greifen konnte. Sie unternahm diese Operation mit so großem Ernst und in so verbissener Konzentration mit der Zungenspitze im Mundwinkel, dass alle Anwesenden lachten.

Eine weitere Abordnung der Arbeiter erschien. Die rund zwanzig Angestellten der Porzellanmanufaktur, die in Alliierten Militärmark bezahlt wurden, hatten heute freibekommen, aber die meisten hatten sich trotzdem auf den Weg gemacht, brachten vor der Thalmeyer-Villa ein kleines Ständchen, und Buchhalter Walter Willemsen übergab im Namen der Belegschaft ein Geschenk – eine heimlich in den Pausen gefertigte Porzellanbüste des Hausherrn, die jenem allerdings etwas peinlich war.

* * *

Am Nachmittag marschierte die Ortskapelle die Anhöhe empor, auf der das Anwesen der Thalmeyers lag. Marie, Sophie – inzwischen schicklich gekleidet – und Ludwig Thalmeyer traten vor die Tür. Es war kurz vor fünfzehn Uhr, flockige Wölkchen bedeckten den Himmel, und zugleich näherte sich ein knatterndes Motorengeräusch: Karl Metsch, wie immer etwas zu früh, kam mit seiner Frau Alexandra und seiner Neuerwerbung: einem Volkswagen Typ 51 in blassgelber Farbe, der mittlerweile unter englischer Aufsicht gebaut und nur an »berechtigte Personen« verkauft wurde. Und Metsch, der gewiefte Papierfabrikant, hatte sich einen solchen Berechtigungsschein erschlichen; unklar aber war, woher er die Devisen genommen hatte.

Die Kapelle stellte sich in Position, Metsch öffnete seiner Frau galant die Tür und begab sich dann mit kurzen Schritten schnurstracks zu den Musikern, um sich, gut gelaunt wie immer, neben den Kapellmeister zu stellen und beim Dirigieren mitzuhelfen, während seine Frau verlegen mit den Schultern zuckte.

Die Musiker, ein Dutzend Männer, hatten sich in Tracht herausgeputzt, an den Jankern und den roten Hemden funkelten die Knöpfe, zur Lederhose trugen sie weiße Strümpfe und Schnallenschuhe und auf dem Kopf eine Art Dreispitz. Paukist Eberhard gab mit monotonen Schlägen den Einsatz vor, und schon erscholl das Oberfrankenlied, die Hymne der Region.

Oberfranken ist mein Heimatland, wo der Main sich schlängelt wie ein Silberband ...

Metsch dirigierte Seite an Seite mit Kapellmeister Gotthard so furios mit, dass alle lachen mussten, selbst die Musiker hatten es schwer, sich zu beherrschen. Karl Metsch sah aus

wie eine Karikatur mit dem runden Gesicht, dem schütterten, sorgsam über den Schädel gekämmten Haar, der gebogenen Nase, die auf einen Schnurrbart fiel, der nach vorn abstand wie bei einem Seehund, und dem stets tiefroten Gesicht. Kurz und wohlgenährt war er, eine seltene Erscheinung in diesen Zeiten. Bei den Musikern dagegen, fast alle blass und allzu schlank, waren so einige Kriegsverletzungen zu sehen. Trompeter Volkmar Raudinger war der Schienbeinknochen weggeschossen worden, Hanno Möllendorf, der den Schellenbaum spielte, hatte das linke Auge eingebüßt. Und Paukist Eberhard war wegen eines Granatsplitters im Hirn etwas wirr im Kopf, seine Mutter musste ihm den Haushalt führen, aber den Takt hielt er noch besser als alle anderen. Welche Narben mochten sich unter den Trachten noch verbergen?

Die dargebotene Musik war von einer Qualität, die den armen Wolfi winseln ließ. Marie wies ihn zurecht, er gehorchte und zog sich ins Haus zurück. Wo es ja auch schon viel verlockender duftete.

Auch die übrigen Gäste trafen ein: Doktor Friedbert Rappenhuth mit Frau Gisela, beide in gleichem Maße von Alter und Krieg gebeugt – ihr einziger Sohn war schon in den ersten Kriegstagen vor Warschau gefallen –, die Familie Joseph und Wilhelmina Müllerschön, im Holzgroßhandel tätig, samt ihrem erwachsenen Sohn Karlotto, der ein wenig zurückgeblieben schien, alles sehr langsam erledigte und von einer deutlich erkennbaren Zuneigung zu Sophie erfüllt war, die in ihrer Hilflosigkeit komisch wirkte und alle Beobachter auf prickelnde Art im Unklaren ließ, ob es sich um eine freundschaftliche Verehrung oder um ein heftiges hormonelles Unwetter handelte. Armin und Ilse Füllhorn,

kinderlos, Besitzer des Gasthauses Bayerischer Hof samt kleiner Brauerei. Das Gasthaus hatte schon wieder geöffnet, die Braukessel waren jedoch längst in den USA zu dringend gebrauchtem Kupferdraht verarbeitet.

Wie immer als Letzter kam der junge Pastor Maximilian Holzapfel, dem die Obhut über die Gemeinde wenige Tage vor Kriegsende übertragen worden war, denn der Vorgänger, der alte Bernward von Hautzen, war auf ganz eigentümliche Art zu seinem Herrn berufen worden, wurde er doch am helllichten Tag, über einen Feldweg zu einer letzten Ölung radelnd, von einem aus fünf Kilometern Höhe herabfallenden Triebwerk einer Boeing B-17 getroffen, jenes amerikanischen Langstreckenbombers, der »Fliegende Festung« genannt wurde. Der Krater, den das tonnenschwere Triebwerk schlug, war drei Meter tief, und im Ort fragte man sich wenig pietätvoll, wie viel von dem Pastor und wie viele Triebwerksteile, Stahlsplitter, Öl und verschmorte Plastikschläuche wohl in dem Sarg liegen würden, denn der Pastor war unbeliebt gewesen – einer, der sich gern zwei Stunden und länger predigen hörte, und Nazi der ersten Stunde dazu.

Der junge Holzapfel dagegen machte sich recht gut, war still und freundlich und hielt seine Gottesdienste am Sandsteinaltar der Sankt-Andreas-Kirche erfreulich kurz, denn in dem neugotischen Bau mit den gusseisernen Säulen, der den Krieg schadlos überstanden hatte, konnte es besonders im Winter bitterkalt werden.

Die Gäste gruppierten sich im Halbkreis um die Kapelle, und Metsch, des größer werdenden Publikums gewahr und darob äußerst zufrieden, gab noch einmal alles. Das Gesicht des leicht übergewichtigen Mannes war zu einem noch intensiveren Rotton angelaufen.

Es folgten *Hoch auf dem gelben Wagen*, weil das nun mal zum Repertoire der Kapelle gehörte – und weil fast alle anderen Lieder im Repertoire seit 1945 nicht mehr gespielt werden durften –, sowie *Ich hab kein Auto, ich hab kein Rittergut*, ein Schlager, mit dem unter anderen Marek Weber und sein Orchester in der Vorkriegszeit das Publikum begeistert hatten. Schließlich erklang *Hoch soll er leben* (die Hochrufe von Metsch übertönten alle anderen Stimmen) und zum Ende noch »Zum Geburtstag viel Glück«, konsequent auf Deutsch gesungen natürlich, außer von Sophie, die leise auf Englisch mitsang und sich von einem dezenten Ellbogenstoß ihrer älteren Schwester nicht davon abbringen ließ. Auch die neuen Bewohner des Wirtschaftsgebäudes sangen aus gebotener Entfernung mit, bloß Karl Metschs Elan ließ deutlich nach, ja er schien persönlich beleidigt und stemmte schließlich die kurzen Arme kopfschüttelnd in die Seite.

»So ein Yankee-Lied«, moserte Metsch in Richtung Kapellmeister. »Wo kommen wir denn da hin?«

Lina brachte einen Krug Wein und Gläser auf einem Tablett für die Gäste, Marie schenkte den Musikern Schnaps ein und steckte dem Kapellmeister ein schönes Stück Käse zu, während die geladenen Gäste, als der leicht atonale Klang der Kapelle noch in den Ohren nachdröhnte, dem Jubilar ihre Aufwartung machten, ihn herzlich umarmten und auch das eine oder andere Geschenk überreichten.

Unterdessen machte Metsch in seinem eigentümlichen Humor eine Szene, als er sich den Flötisten vornahm, einen gewissen Hartmut, Sohn einer kriegsverwitweten Bäckerin, keine siebzehn Jahre alt. »Na, da ist ja ein Knopf lose, Menschenskind«, brüllte er so laut, dass es alle Anwesenden

mitbekamen. »Zeig doch mal ein bisschen Anstand beim Geburtstag unseres hochverehrten Freundes!« Und mit dieser Überleitung stapfte er mit seinen dicken Beinen außer Atem auf Ludwig Thalmeyer zu und umarmte ihn. Auch Alexandra, die ihren Mann einen halben Kopf überragte, kam heran. Ihr Haar hatte eine aschblonde Färbung, nahm zu ihrem Kummer aber immer mehr Grautöne an, und weil Färbelotionen nicht zu bekommen waren, setzte sie ihren Schopf allerlei unappetitlichen Hausmittelchen aus.

Marie und Sophie begrüßten das Paar kühl. Denn mochten sich die beiden Schwestern auch in keinerlei Hinsicht ähnlich sein – Marie hatte mit ihrer Blässe und der geraden Haltung des Vaters beinahe eine aristokratische Aura, während Sophie mit ihrer Stupsnase und den unbezähmbaren Locken noch eindeutig kindlich-freche Züge trug, die sie zeit ihres Lebens nicht ablegen würde –, so waren sie doch in ihrer Abneigung gegen die Metschs, und vor allem gegen Karl, vereint. Er kniff beiden von ihnen in die Wange, als wären sie noch die kleinen Vorkriegstöchterlein von einst.

* * *

Man begab sich zu Tisch, an dem repräsentativen Vorraum vorbei, in dem ein Klavier stand, ein schöner Bösendorfer mit Kirschfurnier. Und Karl Metsch verharrte kurz davor und seufzte. »Ja, wenn Joachim jetzt hier wäre, er würde dir ein schönes Ständchen darbringen, da bin ich mir sicher!«

Marie und Sophie kniffen zeitgleich in stiller Entrüstung die Augen zusammen – eine Geste, die von niemandem bemerkt wurde außer von Alexandra Metsch.

Denn Joachim Thalmeyer, der erklärte Kronprinz der

Porzellanmanufaktur, ältester Sohn Ludwigs, war seit Ende 44 in Russland verschollen. Niemand wusste von seinem Schicksal, aber es gab Hoffnung, waren doch zweihunderttausend deutsche Soldaten in russische Gefangenschaft geraten. Es war nur eine kleine Kerze der Zuversicht, aber immerhin brannte sie. Ludwig Thalmeyers Töchter verachteten Metsch dafür, dass er Joachims so schwer auf allen Seelen lastendes, so erschreckend unbekanntes Schicksal auf so nonchalante Weise zur Sprache brachte, und dann noch an einem Festtag wie diesem. Doch Ludwig Thalmeyer machte es nichts aus: Er dachte ohnehin, unabhängig von den äußeren Umständen, jede Minute an seinen Sohn.

Und so nahmen die Damen und Herren am Tisch Platz: Ludwig am Kopfende, flankiert von seinen beiden Töchtern, dann die beiden Metschs, die Rappenhuths, die Müllerschöns, die drei Füllhorns, der Pastor. Alle bewunderten kennerhaft das Porzellan, das Königsornat König Maximilians, den Siegerkranz der Bavaria, und Lina schenkte reihum Sekt ein. Dazu wurden Aufschnitt und Käsewürfel serviert.

Ludwig Thalmeyer war schon den ganzen Tag ein wenig schwindlig, der Puls schlug unruhig und viel zu schnell, aber er schob es auf die Aufregung wegen der Feierlichkeiten. Marie beobachtete ihren Vater mit Sorge. Doktor Rappenhuth hatte ihr vor einigen Wochen gesagt, dass der Patriarch ein wenig mehr Ruhe brauche, denn das Herz sei nicht das stärkste und sicher auch in der Sorge um den Sohn in Mitleidenschaft gezogen.

Der Jubilar stand auf, erhob das Glas und hieß seine Gäste in einer kurzen, etwas spröden Ansprache willkommen, anschließend wurde eine sämige Kartoffelsuppe serviert. Dann war Doktor Rappenhuth an der Reihe, der ein

launiges Geburtstagsgedicht vortrug, welches zu seinem festen Repertoire gehörte. Auch Karl Metsch stand auf, hielt eine etwas wirre Rede, wedelte mit seinem Glas wild herum und rief schließlich Lina zu, »nun endlich den guten Wein« zu bringen – denn sein Geburtstagsgeschenk waren drei Riesling-Weine aus dem exzellenten Jahr 1943, deren erste Flasche unter großem Hallo von Metsch selbst entkorkt und von ihm auch in der nächsten halben Stunde weitgehend selbst geleert wurde.

Alles ging seinen schönsten Gang, es war eine Feier, wie sie es seit dem Krieg nicht mehr gegeben hatte, und dabei wartete das Hauptgericht noch im Ofen. Zur hereinbrechenden Dunkelheit hatte sich ein leichter Regen gesellt, der das Beisammensein umso gemütlicher gestaltete, als das Feuer in dem Kamin hinter dem schmiedeeisernen Gitter knisterte. Auch wenn Metsch wieder bei seinem Lieblingsthema war: wie der Krieg dennoch hätte gewonnen werden können. Aber Metschs bizarre Theorien waren längst durch die betäubende Wirkung des Alkohols bei allen Beteiligten wie in eine weiche Wolke eingebettet, die emporstieg und verpuffte, ohne für Verstimmung zu sorgen.

Dann zog sich Ludwig entschuldigend zurück, und als sich kurz danach auch Doktor Rappenhuth erhob, war Marie die Einzige, die dies bemerkte, und entschuldigte sich nach einigen Momenten ebenfalls.